

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 10 (1920)

Heft: 28

Artikel: Das Fräulein von Scuderi [Fortsetzung]

Autor: Hoffmann, E.T.A.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sternschnuppe in Wort und Bild

Nummer 28 — X. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 10. Juli 1920

Um Mitternacht.

Von Eduard Mörike.

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd';
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwung'nes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort
Es singen die Wasser im Schlaf noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das Fräulein von Scuderi.

Erzählung aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. von E. T. A. Hoffmann.

7

Brusson sank vor der Scuderi nieder auf beide Knie, flehend erhob er die gefalteten Hände, indem häufige Tränen ihm aus den Augen rannen.

Die Scuderi schaute erbläßt, keines Wortes mächtig, auf ihn herab. Selbst bei den entstellten, ja durch Gram, durch grimmen Schmerz verzerrten Zügen strahlte der reine Ausdruck des treuesten Gemütes aus dem Jünglingsantliz. Je länger die Scuderi ihre Augen auf Brussons Gesicht ruhen ließ, desto lebhafter trat die Erinnerung an irgend eine geliebte Person hervor, auf die sie sich nur nicht deutlich zu besinnen vermochte. Alle Schauer wichen von ihr, sie vergaß, daß Cardillacs Mörder vor ihr kniee, sie sprach mit dem anmutigen Tone des ruhigen Wohlwollens, der ihr eigen: „Nun, Brusson, was habt Ihr mir zu sagen? Dieser, noch immer kniend, seufzte auf vor tiefer, inbrünstiger Wehmut und sprach dann: „O, mein würdiges, hochverehrtes Fräulein, ist denn jede Spur der Erinnerung an mich verslogen?“ Die Scuderi, ihn noch aufmerksamer betrachtend, erwiderte, daß sie allerdings in seinen Zügen die Ahnlichkeit mit einer von ihr geliebten Person gefunden und daß er nur dieser Ahnlichkeit es verdanke, wenn sie den tiefen Abscheu vor dem Mörder überwinde und ihn ruhig anhöre. Brusson, schwer verlebt durch diese Worte, erhob sich schnell und trat, den finstern Blick zu Boden gesenkt, einen Schritt zurück. Dann sprach er mit dumpfer

Stimme: „Habt Ihr denn Anne Guiot ganz vergessen? — ihr Sohn Olivier — der Knabe, den Ihr oft auf Eueren Knieen schaukeltet, ist es, der vor Euch steht.“ — „O um aller Heiligen willen!“ rief die Scuderi, indem sie mit beiden Händen das Gesicht bedeckend in die Polster zurück sank. Das Fräulein hatte wohl Ursache genug, sich auf diese Weise zu entsezen. Anne Guiot, die Tochter eines verarmten Bürgers, war von klein auf bei der Scuderi, die sie, wie die Mutter das liebe Kind, erzog mit aller Treue und Sorgfalt. Als sie nun herangewachsen, fand sich ein hübscher, sittiger Jüngling, Claude Brusson geheißen, ein, der um das Mädchen warb. Da er nun ein grundgeschildter Uhrmacher war, der sein reichliches Brot in Paris finden mußte, Anne ihn auch herzlich lieb gewonnen hatte, so trug die Scuderi gar kein Bedenken, in die Heirat ihrer Pflegetochter zu willigen. Die jungen Leute richteten sich ein, lebten in stiller, glücklicher Häuslichkeit, und was den Liebesbund noch fester knüpfte, war die Geburt eines wunderschönen Knaben, der holden Mutter treues Ebenbild.

Einen Abgott machte die Scuderi aus dem kleinen Olivier, den sie Stunden, tagelang der Mutter entriss, um ihn zu liebkosen, zu hätscheln. Daher kam es, daß der Junge sich ganz an sie gewöhnte, und ebenso gern bei ihr war als bei der Mutter. Drei Jahre waren vorüber, als der Brotneid der Kunstgenossen Brussons es dahin brachte, daß seine

Arbeit mit jedem Tag abnahm, so daß er zuletzt kaum sich kümmerlich ernähren konnte. Dazu kam die Sehnsucht nach seinem schönen, heimatlichen Genf, und so geschah es, daß die kleine Familie dorthin zog, des Widerstrebens der Scuderi, die alle nur mögliche Unterstützung versprach, unerachtet. Noch ein paarmal schrieb Anne an ihre Pflegemutter, dann schwieg sie, und diese mußte glauben, daß das glückliche Leben in Brussons Heimat das Andenken an die früher verlebten Tage nicht mehr aufkommen lasse.

Es waren jetzt gerade dreißig Jahre her, als Brusson mit seinem Weibe und Kinde Paris verlassen und nach Genf gezogen.

O entsetzlich, rief die Scuderi, als sie sich einigermaßen wieder erholt hatte, o entsetzlich! — Olivier bist du? — der Sohn meiner Anne! — Und jetzt! — „Wohl,“ versegte Olivier ruhig und gefaßt, „wohl, mein würdiges Fräulein, hättest Ihr nimmermehr ahnen können, daß der Knabe, den Ihr wie die zärtlichste Mutter hätschelt, dem Ihr, auf Euerem Schoß ihn schaukeln, Näßcherei auf Näßcherei in den Mund stößt, dem Ihr die süßesten Namen gäbt, zum Jünglinge gereift doreinst vor Euch stehen würde, gräßlicher Blutschuld angeklagt! — Ich bin nicht vorwurfsfrei, die Chambre ardente kann mich mit Recht eines Verbrechens zeihen; aber, so wahr ich selig zu sterben hoffe, sei es auch durch des Henkers Hand, rein bin ich von jeder Blutschuld, nicht durch mich, nicht durch mein Verschulden fiel der unglückliche Cardillac!“ — Olivier geriet bei diesen Worten in ein Zittern und Schwanken. Stillschweigend wies die Scuderi auf einen kleinen Sessel, der Olivier zur Seite stand. Er ließ sich langsam nieder.

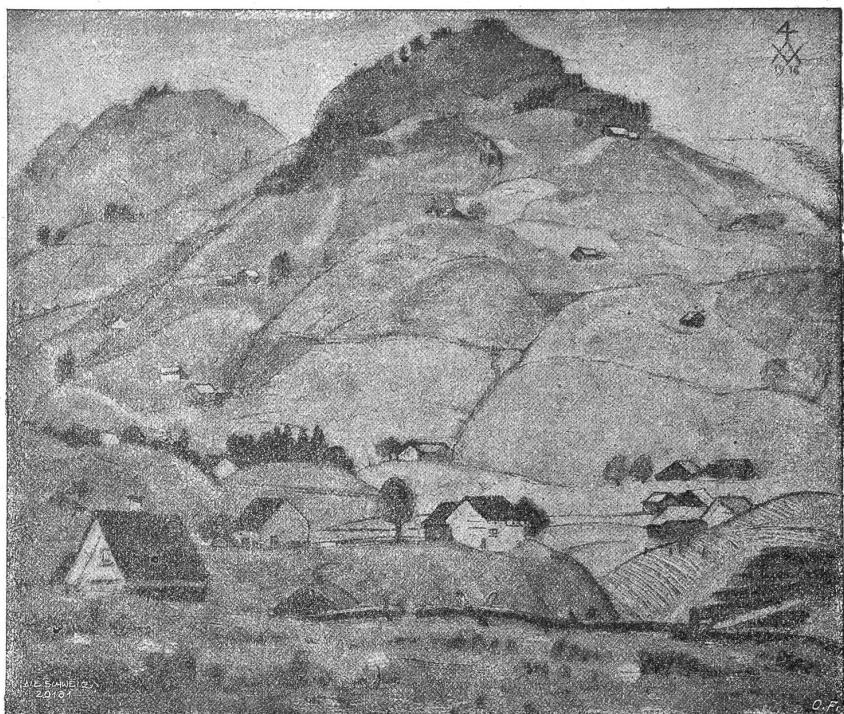
„Ich hatte Zeit genug,“ fing er an, „mich auf die Unterredung mit Euch, die ich als die letzte Gunst des versöhnlichen Himmels betrachte, vorzubereiten, und soviel Ruhe und Fassung zu gewinnen als nötig, Euch die Geschicke meines entsetzlichen, unerhörten Misgeschicks zu erzählen. Erzeigt mir die Barmherzigkeit, mich ruhig anzuhören, so sehr Euch auch die Entdeckung eines Geheimnisses, das Ihr gewiß nicht geahnet, überraschen, ja mit Grausen erfüllen mag. — Hätte mein armer Vater Paris doch niemals verlassen! — So weit meine Erinnerung an Genf reicht, finde ich mich wieder, von den trostlosen Eltern mit Tränen besezt, von ihren Klagen, die ich nicht verstand, selbst zu Tränen gebracht. Später kam mir das deutliche Gefühl, das volle Bewußtsein des drückendsten Mangels, des tiefen Elends, in dem meine Eltern lebten. Mein Vater fand sich in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Von diesem Gram niedergebeugt, erdrückt, starb er in dem Augenblick, als es ihm gelungen war, mich bei einem Goldschmied als Lehrjunge unterzubringen. Meine Mutter sprach viel von Euch, sie wollte Euch alles klagen, aber dann überfiel sie die Mutlosigkeit, welche vom Elend erzeugt wird. Das und auch wohl falsche Scham, die oft an dem todwunden Gemüte nagt, hielt sie von ihrem Entschluß zurück. Wenige Monden nach dem Tode meines Vaters folgte ihm meine Mutter ins Grab.“ Arme Anne! Arme Anne! rief die Scuderi von Schmerz überwältigt. „Dank und Preis der ewigen Macht des Himmels, daß sie hinüber ist, und nicht fallen sieht den geliebten Sohn unter der Hand des Henkers, mit Schande gebrandmarkt.“ So

schrie Olivier laut auf, indem er einen wilden, entsetzlichen Blick in die Höhe warf. Es wurde draußen unruhig, man ging hin und her. „Ho, ho,“ sprach Olivier mit einem bittern Lächeln, „Desgrais weckt seine Spießgesellen, als ob ich hier entfliehen könnte. — Doch weiter! — Ich wurde von meinem Meister hart gehalten, unerachtet ich bald am besten arbeitete, ja wohl endlich den Meister weit übertraf. Es begab sich, daß einst ein Fremder in unsere Werkstatt kam, um einiges Geschmeide zu kaufen. Als er nun einen schönen Halsschmuck sah, den ich gearbeitet, klopfte er mir mit freundlicher Miene auf die Schulter, indem er, den Schmuck beäugend, sprach: Ei, ei, mein junger Freund, das ist ja ganz vortreffliche Arbeit. Ich wußte in der Tat nicht, wer Euch noch anders übertreffen sollte, als René Cardillac, der freilich der erste Goldschmied ist, den es auf der Welt gibt. Zu dem solltet Ihr hingehen; mit Freuden nimmt er Euch in seine Werkstatt, denn nur Ihr könnt ihm beistehen in seiner kunstvollen Arbeit, und nur von ihm allein kommt Ihr dagegen noch lernen. Die Worte des Fremden waren tief in meine Seele gefallen. Ich hatte keine Ruhe mehr in Genf, mich zog es fort mit Gewalt. Endlich gelang es mir, mich von meinem Meister loszumachen. Ich kam nach Paris. René Cardillac empfing mich kalt und barsch. Ich ließ nicht nach, er mußte mir Arbeit geben, so geringfügig sie auch sein möchte. Ich sollte einen kleinen Ring fertigen. Als ich ihm die Arbeit brachte, sah er mich starr an mit seinen funkelnden Augen, als wollt' er hineinschauen in mein Innerstes. Dann sprach er: Du bist ein tüchtiger, wackerer Geselle, du kannst zu mir ziehen und mir helfen in der Werkstatt. Ich zahle dir gut, du wirst mit mir zufrieden sein. Cardillac hielt Wort. Schon mehrere Wochen war ich bei ihm, ohne Madelon gesehen zu haben, die irr' ich nicht, auf dem Lande bei irgend einer Mühme Cardillacs damals sich aufhielt. Endlich kam sie. O du ewige Macht des Himmels, wie geschah mir, als ich das Engelsbild sah! — Hat je ein Mensch so geliebt als ich? Und nun! — O Madelon!“

Olivier konnte vor Wehmut nicht weiter sprechen. Er hielt beide Hände vors Gesicht und schluchzte heftig. Endlich mit Gewalt den wilden Schmerz, der ihn erfaßt, nieder kämpfend, sprach er weiter.

„Madelon blickte mich an mit freundlichen Augen. Sie kam öfter und öfter in die Werkstatt. Mit Entzücken gewahrte ich ihre Liebe. So streng der Vater uns bewachte, mancher verstohlene Händedruck galt als Zeichen des geschlossenen Bundes, Cardillac schien nichts zu merken. Ich gedachte, hätte ich erst seine Gunst gewonnen, und könnte ich die Meisterschaft erlangen, um Madelon zu werben. Eines Morgens, als ich meine Arbeit beginnen wollte, trat Cardillac vor mich hin, Zorn und Verachtung im finstern Blick. Ich bedarf deiner Arbeit nicht mehr, fing er an, fort aus dem Hause noch in dieser Stunde, und lass dich nie mehr vor meinen Augen sehen. Warum ich dich hier nicht mehr dulden kann, brauche ich dir nicht zu sagen. Für dich armen Schlucker hängt die süße Frucht zu hoch, nach der du trachtest! Ich wollte reden, er packte mich aber mit starker Faust und warf mich zur Tür hinaus, daß ich niederstürzte und mich hart verwundete an Kopf und Arm. — Empört,

zerrissen von grimmigem Schmerz verließ ich das Haus, und fand endlich am äußersten Ende der Vorstadt St. Martin einen gutmütigen Bekannten, der mich aufnahm in seine Bodenkammer. Ich hatte keine Ruhe, keine Kraft. Zur Nachtzeit umschlich ich Cardillacs Haus, während, daß Madelon meine Seufzer, meine Klagen vernehmen, daß es ihr vielleicht gelingen werde, mich vom Fenster herab unbelauscht zu sprechen. Allerlei verworrene Pläne kreuzten in meinem Gehirn, zu deren Ausführung ich sie zu bereden hoffte. An Cardillacs Haus in der Straße Nicaije schließt sich eine hohe Mauer mit Blenden und alten halbzerstülpelten Steinbildern darin. Dicht bei einem solchen Steinbilde stehe ich in einer Nacht und sehe hinauf nach den Fenstern des Hauses, die in den Hof gehen, den die Mauer einschließt. Da gewahre ich plötzlich Licht in Cardillacs Werkstatt. Es ist Mitternacht, nie war sonst Cardillac zu dieser Stunde wach, er pflegte sich auf den Schlag neun Uhr zur Ruhe zu begeben. Mir pochte das Herz vor banger Ahnung, ich denke an irgend ein Ereignis, das mir vielleicht den Eingang bahnt. Doch gleich verschwindet das Licht wieder. Ich drücke mich an das Steinbild, in die Blende hinein, doch entsezt pralle ich zurück, als ich einen Gegendruck fühle, als sei das Bild lebendig geworden. In dem dämmernden Schimmer der Nacht gewahre ich nun, daß der Stein sich langsam dreht, und hinter demselben eine finstere Gestalt hervorschlüpft, die leisen Trittes die Straße hinabgeht. Ich springe an das Steinbild hinan, es steht wie zuvor dicht an der Mauer. Unwillkürlich, wie von einer innern Macht getrieben, schleiche ich hinter der Gestalt her. Gerade bei einem Marienbilde schaut die Gestalt sich um, der volle Schein der hellen Lampe, die vor dem Bilde brennt, fällt ihr ins Antlitz. Es ist Cardillac! Eine unbeschreibliche Angst, ein unheimliches Grauen überfällt mich. Wie durch Zauber festgebannt, muß ich fort — nach dem gespenstischen Nachtwanderer. Dafür halte ich den Meister, unerachtet nicht die Zeit des Vollmondes ist, in der solcher Spuk die Schlafenden betört. Endlich verschwindet Cardillac seitwärts in dem tiefen Schatten. An einem kleinen wie wohl bekannten Räusperrn gewahre ich indessen, daß er in die Einfahrt eines Hauses getreten ist. Was bedeutet das, was wird er beginnen? — So frage ich mich selbst voll Erstaunen und drücke mich dicht an die Häuser. Nicht lange dauerts, so kommt singend und trillernd ein Mann daher mit leuchtendem Federbusch und klirrenden Sporen. Wie ein Tiger auf seinen Raub, stürzt sich Cardillac aus seinem Schlupfwinkel auf den Mann, der in demselben Augenblick röchelnd zu Boden sinkt. Mit einem Schrei des Entsezens springe ich heran, Cardillac ist über den Mann, der zu Boden liegt, her. Meister Cardillac, was tut Ihr? rufe ich laut. „Vermaledeiter!“ brüllt Cardillac, rennt mit Blikesschnelle bei mir vorbei und verschwindet. Ganz außer mir, kaum der

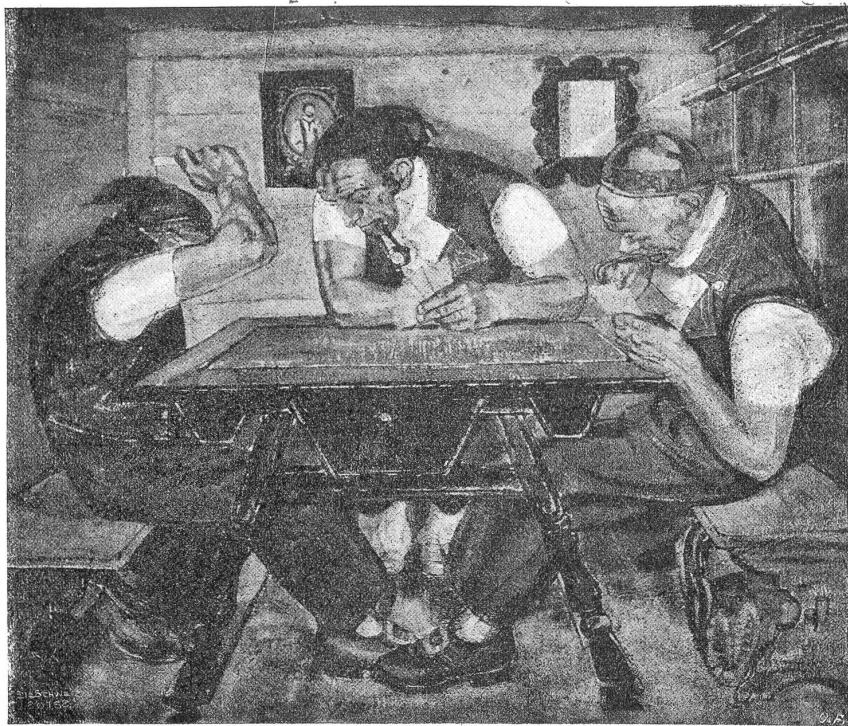


Sebastian Oesch.

Himmelberg bei Appenzell.

Schritte mächtig, näherte ich mich dem Niedergeworfenen. Ich knie bei ihm nieder, vielleicht, denkt' ich, ist er noch zu retten, aber keine Spur des Lebens ist mehr in ihm. In meiner Todesangst gewahre ich kaum, daß mich die Marshaussé umringt hat. „Schon wieder einer von den Teufeln niedergestreckt — he, he — junger Mensch, was machst du da — bist einer von der Bande? — fort mit dir!“ So schrien sie durcheinander und packten mich an. Raum vermag ich zu stammeln, daß ich solche gräßliche Untat ja gar nicht hätte begehen können, und daß sie mich im Frieden ziehen lassen möchten. Da leuchtet mir einer ins Gesicht und ruft lachend: Das ist Olvier Brusson, der Goldschmiedgeselle, der bei unserm ehrlichen Meister René Cardillac arbeitet! — ja — der wird die Leute auf der Straße morden! — sieht mir recht darnach aus — ist recht nach der Art der Mordbuben, daß sie beim Leichnam lamentieren und sich fangen lassen werden. — Wie war's Junge? — erzähle dreist. „Dicht vor mir,“ sprach ich, „sprang ein Mensch auf den dort los, stieß ihn nieder und rannte blitzschnell davon, als ich laut aufföhrie. Ich wollt' doch sehen, ob der Niedergeworfene noch zu retten wäre.“ Nein, mein Sohn, ruft einer von denen, die den Leichnam aufgehoben, der ist hin, durchs Herz, wie gewöhnlich, geht der Dolchstich. Teufel, spricht ein anderer, kamen wir doch wieder zu spät wie vorgestern; damit entfernen sie sich mit dem Leichnam.

Wie mir zu Mute war, kann ich gar nicht sagen; ich fühlte mich an, ob nicht ein böser Traum mich necke, es war mir, als müßt' ich nun gleich erwachen und mich wundern über das tolle Trugbild. — Cardillac, der Vater meiner Madelon, ein verruchter Mörder! — Ich war kraftlos auf die steinernen Stufen eines Hauses gesunken. Immer mehr und mehr dämmerte der Morgen herauf, ein Offizierhut, reich mit Federn geschmückt, lag vor mir auf dem



Sebastian Oesch.

Pflaster. Cardillacs blutige Tat, auf der Stelle begangen, wo ich saß, ging vor mir hell auf. Entsetzt rannte ich von dannen.

Ganz verwirrt, beinahe besinnungslos sitze ich in meiner Dachkammer, da geht die Tür auf und René Cardillac tritt herein. Um Christus willen! was wollt ihr? schrie ich ihm entgegen. Er, das gar nicht achtend, kommt auf mich zu und lächelt mich an mit einer Ruhe und Leutseligkeit, die meinen inneren Abscheu vermehrt. Er rückt einen alten, gebrechlichen Schemel heran und setzt sich zu mir, der ich nicht vermag, mich von dem Strohlager zu erheben, auf das ich mich geworfen. „Nun Olvier,“ fängt er an, „wie geht es dir, armer Junge? Ich habe mich in der Tat garstig übereilt, als ich dich aus dem Hause stieß, du fehlst mir an allen Ecken und Enden. Eben jetzt habe ich ein Werk vor, das ich ohne deine Hilfe gar nicht vollenden kann. Wie wär's, wenn du wieder in meiner Werkstatt arbeitest? — Du schweigst? — Ja ich weiß, ich habe dich beleidigt. Nicht verhehlen wollt' ichs dir, daß ich auf dich zornig war wegen der Liebalei mit meiner Madelon. Doch recht überlegt habe ich mir das Ding nachher und gefunden, daß bei deiner Geschicklichkeit, deinem Fleiß, deiner Treue ich mir keinen besseren Eidam wünschen kann als eben dich. Komm also mit mir und siehe zu, wie du Madelon zur Frau gewinnen magst.“ (Fortsetzung folgt.)

Ein Appenzeller Maler.

Sebastian Oesch.

In der ganzen Schweiz herum denkt man sich unter dem Begriff Appenzell etwas Bestimmtes und Scharfumris- senes. Das Hügelgelände, das nordwärts an die Kalkmauer des Säntis sich anlehnt, hat einen so einheitlich geschlossenen und eindrucksvollen Charakter, wie man ihn nicht so schnell

wiederfindet in der schweizerischen Landschaft. Auf und an diesen seltsam weich geformten Hügelbuckeln des Säntisvorlandes und auf den von den schroffen Kalkfelsen des Säntis und seiner Täbanten überragten grünen Alpenweiden wohnt ein Bölklein, das seine Eigenart in viel stärkerem Maße bewahrt hat als alle andern Bewohner des offenen schweizerischen Hügellandes. Daz die Appenzeller derbe, schlagfertig-witzige Leutchen sind, beweglich in ihrem Erwerbsleben, am Alten hangend, fast grotesk konserватiv in Trachten, Sitten und Gebräuchen — wenigstens was den Inner-Appenzeller anbetrifft — das weiß jedermann schon von der Schule her.

Auf das unverfälschte, alturighe Appenzellertum hat es Sebastian Oesch abgesehen. Er findet es verkörpert in den kleinen aber sehnigen und knochigen Sennenbauern des Oberlandes. Und die charakteristischen Typen greift er heraus und wirft sie mit seinem geschickten und lecken Pinsel auf die Leinwand. Mit Vorliebe beobachtet er seine Appenzeller beim Spiel und beim Tanz; da geben sie sich ganz, wie sie sind; die Originellsten unter ihnen treten bei diesen Unlässen aus der Menge hervor und spielen mit Hingabe ihre Leibrolle.

Oesch erfaßt diese bartlose Gesicht, der von krausem, kurzem Haar umrahmte breite Nase, der runde, lastgewohnte Rücken, die muskelharten braunen Arme und die derbknöchigen hochadrigten Hände, die tanzgewandten kurzen Beine mit den breitbeschuhnten Füßen, kein Zug bleibt vergessen. Seine Appenzeller sind Urtypen, die sich schier unauslöschlich einprägen. Man prüfe daraufhin die zwei tanzenden Sennen, auch die drei Musikanten, den Hacbrettler und den Violinspieler, aber ganz besonders die drei auf ihre Trümpfe versessenen Tasser in der altheimlichen Stubenrede. Eine ganz erstaunliche Kraft der Charakterisierung und verinnerlichten Situationsdarstellung spricht aus diesem gehobenen Arm, dem gerundeten Buckel, dem festaufgestützten rechten Fuß — der ganze knublige Kerl scheint eine auffahrendelle Schleudermaschine für dieses Nell in der Faust zu sein — aus dem Gesicht hintern Tisch mit dem breiten, gleichmütig-neugierigen Baff-baff-Maul, aus dem runden Kürbiskopf des Spielers zur Rechten, der mit seiner ganzen Leiblichkeit, nicht zum wenigsten mit der unter der Tischplatte, die Spielleidenschaft verbildlicht.

Die ganze Gruppe ist wie aus einem Guß und in der Kraft des Ausdrucks auf seine Art kein geringes Kunstwerk. — Auch die Appenzeller Landschaft hat sich Oesch zu eigen gemacht, wie dies aus der Reproduktion, S. 329, gut ersichtlich ist. So sitzen die Appenzeller Höfe und Höflein auf den Buckeln und Wulsten ihres Ländchens herum, selbstsicher und seelengemüthig, wie die Appenzeller Bauern selber etwa auf den Zäunen am Wege sitzen.

Sebastian Oesch ist 1893 in St. Gallen geboren. Er lebte viel im Ausland: in Berlin und Weimar, in Algier, in Paris, seit 1916 in seiner Heimat. Die ersten Früchte seines Heimatstudiums — die hier reproduzierten Zeichnungen entstanden 1918 — beweisen eine starke künstlerische Begabung, von der noch eine bedeutungsvolle Entwicklung zu erwarten ist. H. B.

Reisebrief.

Von Emil Balmer. (Schluß).

Der Herr Petrus hatte endlich ein Einsehen und ließ die Nebelwolken so langsam verschwinden. Wir fuhren in